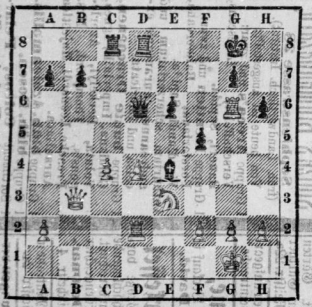

32.	Kg8—h7	35.	Dd6—f4!
Auf f4 gewinnt Weiß durch 33.		36.	Td1—b1
c5 Te5: 34. Te6:		37	Dh2—c3
33.	e4—e5	38.	Td8—c8!
34.	Tg6—e6:	Te5—c1+	
35.	Se3—d1-	Weiß giebt die Partie auf.	
Auf 35. Sf1 dieselbe Fortsetzung		Falls Dd3 oder De7, so einfach	
wie im Text.		Te6:.	

Mittheilungen aus der Schachwelt.

Aus Thüringen. Am Palmsonntag ist in Erfurt von Delegirten der Schachvereine Nordhausen, Langensalza, Mühlhausen, Sondershausen, Erfurt, Apolda, Niedersteidt u. s. w. ein thüringischer Schachbund gegründet worden. Zum Vorsitzenden für die ersten fünf Jahre wurde Dr Meil-Arnstadt gewählt, zu weiteren Vorstandsmitgliedern für dieses Jahr die Herren Redakteur Dr. Schwede und Dr. von Voigt in Erfurt. Im Sommer findet zu Erfurt ein Schachkongreß statt.

Berichtigung. In Aufgabe 180 ist an Stelle des schw. Sh5 ein schw. Bg5 zu setzen. Die Probelösung 1. f3—f4+ 2. Dd2—e4+ 3. Lg4—f4+.

Räthsel.

[Nachdruck verboten.]

Logogriphe.

I.

Von C. H.

Nimm einer Stadt mit vielen tausend Seelen
Den Fuß, sie wird oder darauf nicht verhehlen,
Sobald du damit mit andere Zeichen an,
Daß in Metall sie sich verwandeln kann.

II.

Von C. M.

Wenn bei Beginn des Frühlings laue Lüfte wehen,
Kann man's mit Sch beim Eingang vielfach sehen,
Kein Mensch wird dann sich auf das Wasser wagen,
Auf dem er sich an schönen Sommertagen
In dem mit J oft herlich umflitzte,
Besonders wenn er „schöne Lehnung" mit sich führte.

Ob schöne Sommer, trübe Wintertage,
Das kommt bei dem mit R gar nicht in Frage.
Es dient dem häuslichen Gebrauche nur,
Und von Begnügen haben keine Spur.
Wer in ihm sitzt mit W ist besser heraus,
Als wer es zusammen muß im Arbeitshaus.

Doch lassen wir den Strüßling nun in Ruh
Und wenden lieber uns was Besserm zu:
In dem das mit St zur Weihnachtszeit
Uns und besonders auch die Kinder sehr erfreut.
Zur selben Zeit pflegt ihre Gaben auszuschütten
Die Frau mit O, sonst gab's auch keine Schlitten.

Homonyme.

C.

Von C. H.

Ich trähle an des Kindes Brust
So lieblich, lustig und ernst,
Ich diene vom zur Scherz und Lust,
Ich bin das Kind im Blut.

Wenn von dem Schlaf, der mich erschlafft,
Entweicht der letzte Rest,
Dann bin ich frei, wenn nicht die Kraft
Der Wendung mich verfaßt.

Im Sommer, wenn des Schöpfers Hand
Rings Segen ausgestreut,
Dann sieht du mich umsonst im Land
Auf Feldern weit und breit.

II.

Von W. H in Halle.

Komm zu mir, ich biete dir Kühlung und Schatten,
Gewähre dir Stille und Ruhe zugleich;
So streck' dann die Glieder, die müden und matten,
Und folge mir nun in ein neues Reich.

Ich führe dich ein in vergangene Zeiten
So treu, als wenn selber du mit sie erlebst;
Das Fürchten und Hoffen, das Kämpfen und Streiten
Es packt dich, daß leise du dabei erbebst.

Doch Hauel der Mütter, so mußt du mich melden,
Der Frühling, der Sommer nur zeigt sich mir hold;
Doch auch bei dem Lampenlicht schaff' ich dir Freuden,
Es wird ihnen welthin nur Beifall gezollt.

Charade.

Von E. B.

Es ist zweisilbig und das erste Zeichen
Im B, gern treibt's Kolonialpolitik.
Es ist bewaffnet und sucht seines gleichen;
„Nu! Taille" sagt's nicht, doch ist es nicht dick.
Es herrschen Fleiß und Ordnung in dem Staate,
Für den es schafft und sorget spät und früh,
Und alles folgt dem höchsten weisen Rathe,
Im Mutterstaat wie in der Kolonie.
Und hier auch deine Losung „Blut und Eisen",
Ja, wärst du selbst der kühnste Diplomat.
Es wird dir dennoch rasch die Wege weisen,
Wenn unbefugt du eingreifst in den Staat.
Sie sammeln fleißig jetzt im ganzen Lande,
Die milden Gaben fließen reichlich ein.
Wie rührig sind sie! Es mächt' im Rückstande
Mit seinem Beitrag da wohl niemand sein.
Bei diesem reichen Segen kommt am Ende
In unser Haus auch von der B . . . . . spende.

Rösselsprung.

Von G. W. in Alsleben.

a	s	s	c	u	i	r	r	
e	h	t	s	s	s	e	t	
s	c	o	g	s	r	r	e	
u	h	e	o	t	—	r	d	
h	e	n	g	t	w	s	e	
i	u	b	t	k	b	s	o	
l	e	l	t	d	d	h	i	
d	s	n	n	e	a	h	e	

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Charade: Nichts.
Der Logogriphe: I. Lade, Adel. — II. Schlingen, Schlingel.
Des Arithmogriphs:

l
b ä r
l u m e n
s a l m i a k
d a n n e m o r a
k a i s e r a d l e r
m i s o g a m i e
r o b e k k a
s ä g i n a
n e u
r

Des Verwandlungsräthsels:

Auber, Name, Dahn, Elba, Reich, Serbe, Adel, Autor, Laden, Chorn, Kameruu, Mian, Ernte, Herbst, Linie, Gras, Mahl, Suez, Trave, Retting, Ahis, Magel, Daniel, Edwin (Kl. der Saale kühlem Strande).

Lämmergeier — Kaiseradler.

Die ersten richtigen Lösungen der Räthsel in voriger Nummer sandten ein: Oskar K., Karl M., Gerh. Br., L. Hh., zwei Freunde, M., K. W., Eduard B., Gymn. W., Familie Reg., Marie Krüg., Magnus Ms., sämmtlich in Halle, ferner E. H. und W. H. in Nienburg a. S., Alphons und Olga St., Frau G. in Gerbstedt, ? in Esperstedt, M. K., E. K. und E. H. in Greußen, E. K. in Leipzig, S. Sch. in Lauchstädt, Lokomotivführer in Elbing, L. K. in Tannebäck, M. W., A. K. und P. N. in Düben, Olga B. in Weißig, K. L. in Bitterfeld, Jul. Förster A. in Schiebende, G. D. W. in Aldebgern, Emil J. in Schraplau, B. H. und L. Sch. in Göhrig.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 18. Halle a. d. S., Sonntag 2. Mai. 1886.

Inhalt: Ein altgermanisches Frühlingsfest. — Bilder aus dem Thüringer Walde. Von Dr. A. Pabst. 2. Ein verschwundenes Dorf. — Naturbilder. Die Brennnessel. — Aus dem Waldleben. Am Wildgatter. — Land- und Hauswirthschaft: Das königliche Hauptgestüt Nucen in Rumänien. — Trocken- und Naßfütterung. — Werth des Grünfutters für das Geflügel. — Vertilgung der Spargelfliege. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Ein altgermanisches Frühlingsfest.

Alljährlich um die Mitte des Mai bewegt sich eine kleine Völkerwanderung nach dem sonst so ruhigen Harzthälchen, in welchem, rings von hohen und steilen Kalkfelsen umrahmt, das Dörfchen Questenberg liegt. Von allen Seiten, vom Harze und aus der nahen „Goldenen Aue," ja selbst aus weiterer Entfernung wallfahrten Schaulustige hierher, um dem Verlaufe eines uralten Volksfestes, welches alljährlich am dritten Pfingsttage nach alter Väterfitte dort gefeiert wird, beizuwohnen.

Der Anfang des Festes wird gebildet durch das Erscheinen des „Mannes aus dem Nachbardorfe Rotha," welcher die aitbergebrachte Abgabe, welche aus einem Brote und vier Käsen besteht und von den Einwohnern Rothas der Reihe nach geliefert werden muß, überbringt und zwar „vor Aufgang der Sonne." Von zwei Männern seines Heimathsdorfes, die mit tüchtigen Knüppeln bewaffnet sind, wird der Mann begleitet, damit nicht etwa Uebelwollende oder Schabernacklustige ihn von der rechtzeitigen Ablieferung abhalten. Denn nichts Kleines steht dabei für die Gemeinde Rotha auf dem Spiele: So die Abgabe nämlich nicht vor Aufgang der Sonne abgeliefert wird, hat die Gemeinde Questenberg das Recht, das beste Stück Rindvieh aus der Gemeindeheerde von Rotha von der Weide wegzunehmen; Bedingung dabei ist aber, daß die Questenberger dann das Stück Rindvieh an derselben Stelle schlachten, braten und aufzehren müssen. Der Abgabenträger aus Rotha meldet sich beim Pfarrer von Questenberg mit dem Spruche:

„Ich bin der Mann von Rothe
Und bringe die Käse mit dem Brote"

und liefert die Abgabe ab; der Pfarrer muß den Mann von Rotha bewirthen und ihm den rechtzeitigen und richtigen Empfang bescheinigen.

Nun macht sich die junge Mannschaft Questenbergs mobil; mit Wehr und Waffen angethan zieht sie zur Kirche und bildet Spalier von der Pfarrwohnung bis zum Gotteshause. Der Herr Pfarrer schreitet beim dritten Glockengeläute hindurch und hält einen Festgottesdienst, in welchem er die alte Sage über den Ursprung des „Questenfestes" erzählt und wohl auch einige Winke über seine Wurzeln in der altgermanischen Heidenzeit giebt. Die alte Volkssage berichtet aber folgendes: Es war am zweiten Pfingsttage des Jahres 1300, als Jutta, das einzige Töchterlein des gestrengen Ritters v. Knuth auf der Questenburg, sich von der väterlichen Burg entfernte, um Blumen im nahen Walde zu suchen. Weiter und weiter entfernte sich das kleine Fräulein von der Burg, denn immer schönere Frühlingsblumen wollten dem schönen Strauße einverleibt sein. Die dunkle Nacht nahte heran und klagend erscholl die Stimme des kleinen Edelfräuleins durch den stillen Wald. Endlich vernahm ein Köhler, der im Walde seinen Meiler besorgte, die Kinderstimme und führte das Kind in seine Köthe. Auf der Burg Questenberg herrschte an jenem Abend große Angst und Sorge um das verlorene Mägdlein; noch in derselben Nacht ließ der alte Knuth in seiner großen Herzensangst durch Eilboten die Einwohner aller Dörfer seiner Herrschaft zum Suchen aufbieten. Doch alles Suchen in dieser Nacht war umsonst. Am andern Morgen aber fanden die Männer aus Rotha das Kind in der Nähe ihres Dorfes auf einer Wiese (die seit dieser Zeit „die Fräuleinwiese" genannt wird) vor der Hütte des Köhlers Kränze windend. Der fröhliche Zug der Sucher bewegte sich mit dem wiedergefundenen Mägdlein hinauf zur Burg. Als das Kind seines Vaters ansichtig wurde, rief es jauchzend: „Da, lieb' Väterchen, eine schöne Queste habe ich Dir mitgebracht!" Einen Stab mit einem Blumenkranze und zwei Blumensträußen verziert überreichte es damit dem hocherfreuten Vater. Dieser drückte sein Kind aus Herz und schenkte den Gemeinden die „Landgemeinde," eine große Fläche Landes, der Gemeinde Rotha aber besonders noch die „Fräuleinwiese," auf welcher das Kind gefunden worden war; doch legte er den Rothaern die oben erwähnte Abgabe auf. Zum ewigen Andenken aber stiftete er das Questenfest und nannte Dorf und Burg, welche

Literatur und Kunst.

* Von der im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erscheinenden „Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, 25-Pfennig-Ausgabe" sind bereits wieder fünf Nummern erschienen: Nr. 9. Goethe, Hermann und Dorothea; Nr. 10. 11. 12. Chamisso, Gedichte; Nr. 13. Zschokke, Abenteuer der Neujahrsnacht. Bekanntlich kostet jede Nummer der geheften und beschnittenen Bändchen 25 Pf. Bei den in eleganten Ganzleinenband gebundenen Exemplaren erhöht sich der Preis jedes Bändchens um 25 Pf., so daß z. B. Chamisso's Gedichte geheftet für 75 Pf. und gebunden für 1 M. käuflich sind. — Von Schiller's und Chamisso's Gedichten hat die Verlagsbuchhandlung außerdem Exemplare in elegantem rothen und grünen Einband mit Goldschnitt und reicher farbiger Deckenpressung binden lassen, welche, erstere für 1,30 M., letztere für 1,50 M. pro Exemplar abgegeben werden. Die Ausstattung sämmtlicher Bändchen ist eine sehr schöne und der Druck, was eine Hauptsache ist, deutlich und groß; der Preis ist dabei ein verhältnißmäßig geringer. Kurze biographische und bibliographische Einleitungen, sowie die durchweg eingehaltene Buttkamer'sche Orthographie werden zur größeren Verbreitung dieser wohlfeilen und gutausgestatteten Bibliothek beitragen.

* Neben der amtlichen Ausgabe des Choralmelodienbuches für die Provinz Sachsen (geb. 60 Pf., geb. 80 Pf.) hat soeben das Schulchoralbuch für die Provinz Sachsen, 61 der gebräuchlichsten Choräle nach den Beschlüssen der Provinzialsynode, ein-, zwei- und dreistimmig bearbeitet und herausgegeben von W. Reischke und C. Stein. Preis 25 Pf. (Wittenberg, R. Herrose) die Presse verlassen. Durch das Zusammenwirken des erfahrenen Schulmannes mit dem anerkannten Komponisten dürfte in diesem Hefte ein allen Anforderungen genügendes Schulchoralbuch geboten werden.

* Unter dem Titel „Japanische Vorbilder", herausgegeben von H. Dolmetsch, erscheint im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart ein ganz eigenthümliches Prachtwerk, welches nach den bisher vorliegenden zwei Heften zu schließen, dem modernen Kunstgewerbe vielfache Anregung zu bieten verspricht. Wenn der japanische Geschmack heutigentags zur „Mode" geworden ist, so ist das nicht eine zufällige Laune des nach stetem Wechsel verlangenden Publikums, sondern es ist ein Beweis dafür, daß die bedeutende kköpferische Kraft und Eigenartigkeit, welche der japanischen Kunst innewohnt, allmälig von weiteren Kreisen verstanden und gewürdigt wird. Beispielsweise hat in der vorjährigen „Internationalen Ausstellung von edlen Metallen und Legierungen in Nürnberg" keine Abtheilung das allgemeine Interesse in so hohem Grade gefesselt als gerade die japanische. Aber auch auf den Gebieten der Aquarell-, Lack- und Porzellanmalerei, der Emaillirkunst, Weberei, Stickerei u. s. w. hat die japanische Kunst eine unerschöpfliche Menge lieblicher, anmuthiger Schöpfungen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860502072/fragment/page=0001

bis dahin „Finsterberg“ geheißen hatten, „Questenberg.“ (Die Sage ist ganz hübsch, aber vor der geschichtlichen Kritik kann sie nicht bestehen, da die von Knuth erst 1453 in den Pfandbesitz der Burg und Herrschaft Questenberg gelangten und das Dorf und die Burg bereits 1275 „Questenberg“ genannt werden. Das Fest stammt aus dem germanischen Heidenthum; es ist ein Frühlingsfest, bei welchem die Vorfahren das zunehmende Licht der Sonne, deren Symbol der wagenradgroße Kranz der Queste ist, und die Frühlingsgöttin und Erdenmutter Herka, welche im Winter als verloren, im Frühling aber als wiedergekommen gedacht wurden, verehrten und zwar auf dem südlich vom Dorfe gelegenen Kalkfelsen, welcher Reckefeld d. h. Hreka-Herkafeld hieß und mit uralten Erdwällen umgeben ist. Bei Einführung des Christenthums wurde das Fest durch einen christlichen Gottesdienst geweiht. Der Kultusplatz der Herka wurde verlassen und der christlichen Himmelskönigin Maria im Thale, im heutigen Dorfe eine Kapelle erbaut, die im Anklang an die Wiedergeburt der Frühlingsgöttin zu „St. Mariae Geburt“ genannt wurde.)

Nach Beendigung des Gottesdienstes zieht die junge Mannschaft mit fliegender Fahne und in kriegerischer Rüstung hinauf auf den jetzt „Questenberg,“ früher Reckefels genannten Kalkfelsen, um die Queste aufzurichten und zu schmücken. Die Aufrichtung des Questenbaumes, eines seiner Rinde entledigten Eichbaumes, geschah früher alljährlich; von 16 Männern wurde der im Forstorte Rückfeld (Reckefeld) ausgesuchte und gefällte Eichbaum auf Tragen und Stützen aufgehoben und nach dem Kalkfelsen getragen. Jetzt geschieht das nur dann, wenn der alte Baum morsch geworden ist. Dafür zahlt der Eigenthümer des Waldes, der Graf von Stolberg-Roßla, der berechtigten Gemeinde Questenberg jährlich eine Entschädigung. Die Schmückung der Queste geschieht durch Aufhängen eines wagenradgroßen Kranzes und zweier Seitenquasten aus Birkenreisig; dann thun die ältesten Burschen drei Schüsse durch den großen Kranz und damit ist das Geschäft vollendet. Der Nachmittag und Abend ist dem geselligen Vergnügen gewidmet; der Garten der „Thüringer Schweiz“ wimmelt von Gästen, die sich hier an Speis und Trank erquicken; auf dem nebenliegenden Tanzboden drehen sich die jungen Paare bei fröhlicher Tanzmusik. Die Fremdlinge, welche gut zu Fuß sind, unternehmen eine kleine Kletterpartie nach den nördlich über dem Dorfe liegenden noch ziemlich gut erhaltenen Ruinen der Burg Questenberg, schauen in das gruselige Burgverließ im dicken Bergfrieden und kriechen wohl auch in den mächtigen noch wohl erhaltenen Burgkeller, dann wird ein kleiner Spaziergang nach dem Kloster „der sieben Brüder“ und nach dem „Konradsbett,“ einer Felsenhöhlung, in welcher in früheren Jahrhunderten ein Klausner Konrad seine Wohnung aufgeschlagen gehabt, angetreten. Dann gehts zurück zur „Thüringischen Schweiz,“ um dem Menschengewühl zuzusehen und den edlen Gerstensaft zu kosten, bis des Abends lange Schatten zum Aufbruch und zur Heimkehr mahnen. M.

Bilder aus dem Thüringer Walde.

Von Dr. A. Pabst.

2. Ein verschwundenes Dorf.

In den Werken alter Chronisten liest man, daß in Zeiten schwerer Kriegsnöth ganze Dörfer durch Feuer, Schwert und Pest verwüstet wurden; die wenigen überlebenden Einwohner verließen den Trümmerhaufen, der bald von sprossendem Gras und Buschwerk überwuchert wurde. Mancher Ort in deutschen Landen ist auf diese Weise ausgestorben und verschwunden. Auch die folgenden Blätter erzählen von einem verschwundenen Dorfe, aber die Geschichte desselben ist kurz: sie verschweigt mehr, als sie erzählt. Von wilder Kriegszeit weiß sie nichts zu berichten, denn in das stille Waldthal, welches der Schauplatz der Geschichte ist, haben weder Schweden noch Kroaten, weder Russen noch Franzosen Beutezüge unternommen. In wenig Worten läßt sich die ganze Geschichte des verschwundenen Dorfes zusammensetzen: sie erzählt von der Armuth, von dem Hunger und Kummer, von dem Elend und — den Verbrechen seiner Bewohner.

In einer düstern Waldschlucht, die in das Thal der „Wilden Gera“ ausmündet, lag noch vor 30 Jahren ein Dorf, die „Lutsche“ genannt. Mächtige, tannendunkle Bergesriesen bauen sich über jener Schlucht auf und wehren dem Sonnenlicht, sich erwärmend und lebenweckend über dieselbe auszugießen. Der Wanderer hemmt unwillkürlich seinen Schritt, wenn ihm an dieser Stelle feuchtkalter Windhauch entgegenweht — giebt es doch im Felsgeklüft Höhlen, in denen das Eis selbst im Hochsommer nicht schmilzt. Schäumend und sprudelnd braust zwischen dem Trümmergewirr moosüberspunnener Felsblöcke ein Bergbach hervor, die wilde „Lutsche.“ Nach dem Bache führte auch die Ansiedlung den Namen, die etwa im 16. Jahrhundert dort entstanden sein mochte; in der Mitte unseres Jahrhunderts zählte sie 11 Häuser und 120 Bewohner. Die Lage des Ortes war trotz ihrer wilden Romantik, die den schwärmerischen Naturfreund zu begeisterten Schilderungen hinzureißen vermöchte, eine sehr ungünstige. Der Wald, der sie rings umgab, bildete die einzige Erwerbsquelle für die armen Bewohner des Dorfes. Die Männer arbeiteten um kümmerlichen Lohn als Holzfäller „für die Herrschaft.“ Es ist ein hartes und entbehrungsreiches Leben, welches der Holzhauer führt. Er muß schwer arbeiten und dabei mit dürftiger Kost vorliebnehmen. Da er oft tagelang stundenweit von seinem Dorfe entfernt ist, bereitet er sich sein Mittagsmahl im Walde; Fleisch kommt selten in seinen Topf, auch mit dem Brot muß er sparsam umgehen, die Hauptgerichte sind Kartoffeln und Mehlbrei. Dazu

---

treuer Nachbildungen der Natur und origineller Ornamente zutage gefördert und dabei eine Zeitheit der Technik entwickelt, welche uns in Erstaunen setzt. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß sich das vorliegende Werk die Aufgabe gestellt hat, eine mannichfaltige und sorgfältige Auswahl von „Japanischen Vorbildern“ zu veranstalten, welche ein Gesammtbild der japanischen Kunst gewährt und zugleich der Kunstindustrie eine Menge bildlicher Darstellungen und ornamentaler Motive vorführt, welche dieselbe praktisch verwerthen kann. Das ganze Werk wird aus 50 Tafeln bestehen (deren viele in prächtigem Farbendruck, andere in Lichtdruck und Zinkätzung ausgeführt sind) und wird in 15 Lieferungen à 1,20 Mk. erschienen, ein Preis, welcher im Verhältniß zu dem, was geboten werden soll, als ein sehr mäßiger bezeichnet werden darf.

* Völkerstimmen, Sammlung von Volksweisen in deutschen Uebertragungen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Procházka. Verlag von N. Simrock, Berlin. Fünftes Heft. Preis 4 M. Den früher erschienenen so beliebten 4 Heften, von denen eines so anziehend ist wie das andere, hat sich neuerdings ein fünftes angeschlossen, das wiederum 6 entzückende Volksweisen in der harmonisch feinen dem Texte sich anschmiegenden tüchtigen Satzweise Procházka's bringt. Wie poesievoll und innig ist gleich das erste irische Lied: „Jung Maienmond,“ wie frisch und beweglich das altfranzösische Tanzlied, zu denen sich gleichwerthig noch andere Weisen aus der Franche-Comté, Schlesien, Schottland und Schweden gesellen. Procházka versteht es, den Völkern ihre schönsten Klänge abzulauschen und so wird sich die musikalische Welt auch über diese neue Gabe des kundigen Führers durch den internationalen Volksliederschatz aufrichtig freuen, denn nie legt man diese Hefte aus der Hand, ohne sich an diesem reichen Born frischester musikalischer Empfindung erquickt zu haben.

* Zum Beginn des zweiten Bandes d. J. hat die schnell beim Publikum beliebt gewordene illustrirte Zeitschrift „Universum“, welche unter Redaktion von Jesko Puttkamer im Verlage von E. Friese in Dresden erscheint und monatlich in zwei sechs Bogen starken Heften zu dem überaus billigen Preise von nur 50 Pf. für das Heft herausgegeben wird, wieder ein neues, um vieles schöneres Gewand angelegt. Ausstattung, Papier, Druck und Illustrationen sind vorzüglich und zeugen von vortrefflichem Geschmack. Der Inhalt der beiden neuesten uns vorliegenden Hefte (des ersten und zweiten des neuen Bandes) ist durch die Fülle des hier in farbenprächtiger Abwechselung dargebotenen eigenartigen und fesselnden Lesestoffes geradezu musterhaft. Daß das „Universum“ bei so hervorragenden Leistungen schon einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen hat und seinen Abonnentenkreis von Tag zu Tag stetig erweitert, ist ein Erfolg, welcher durchaus wohlverdient ist. Allen deutschen Familien ist diese Zeitschrift als ein Familienblatt im besten Sinne des Wortes auf das wärmste zur Anschaffung anzuempfehlen.

denkt man nun aber, daß gerade diese Futtermittel besonders der Einwirkung des Speichels unterliegen sollen, daß beim Kauen erst reichlich Speichel abgesondert wird, daß der Speichel selbst als erster Verdauungssaft die Umwandelung des Stärkemehls in Dextrin und Zucker bewirken, also so immvandeln soll, daß die Substanz leicht verdaulich und assimilirbar gemacht wird; daß ferner auch die Eiweißsubstanz vom Speichel schon angegriffen wird, daß endlich bei unseren Wiederkäuern die Einpeichelung in den ersten Theilen ihres Magens noch stark fortgesetzt wird, daß aber alles dieses, welches so nothwendig ist, unbedingt verhindert wird, wenn die Stoffe flüssig, direkt dem Darmkanal, ohne genügende Einwirkung der so wesentlichen Speichelsubstanz zugeführt werden, wo die intensive Wirkung auf den leicht verdaulichen Zustand dieser Substanzen nicht mehr in dem Maße stattfinden kann, so ist die Folge: die so wichtigen Substanzen der Kraftfuttermittel werden nicht gehörig ausgenutzt. Vielfach angestellte Versuche und dabei gefundene Resultate bestätigen dieses. Höchstens wäre eine schwache Anfeuchtung vorher gestattet, nothwendig aber erscheint sie nicht. Befürchtet man ein Wegblasen z. B. des Schrotes in der Krippe, so thue man es vorsichtig zwischen das trockene Heu und den Häckiel. Erdnußkuchen ꝛc. gebe man stückweise und wird man wahrnehmen, wie begierig die Thiere dieselben in trockenem Zustande zerkauen und fressen und einpeicheln, und wie erheblich die dabei abgesonderte Speichelmenge ist. Rapskuchen entwickeln mit Wasser angefeuchtet einen scharfen Geschmack, wodurch die Nahrwirkung beeinträchtigt wird. Bei der Verfütterung der Rübenschnitzel kommt es ganz besonders darauf an, das Kraftfutter den Thieren trocken zu reichen. Die Schnitzel sind an und für sich schon sehr wasserhaltig und das Thier muß viel Kraft verbrauchen, um dieses Wasserquantum auf die Temperatur des Blutes zu bringen und wieder auszuscheiden, wozu ein Theil des Futters nothwendig ist. Also alles andere Futter ist bei der Verfütterung der Schnitzel, besonders das Kraftfutter: Erdnußkuchen, Kleie, Schrot, stets trocken und nicht in Wasser aufgelöst zu verfüttern.

Werth des Grünfutters für das Geflügel.

Wenn es auch den Geflügelhaltern allgemein bekannt sein dürfte, daß es für die Gesundheit des Geflügels und besonders auch der Hühner nöthig ist, es denselben an Grünfutter in angemessener Menge zu ihrem Wohlbefinden nicht fehlen zu lassen, so wird trotzdem besonders zur kälteren Jahreszeit, bei behindertem freien Auslauf, sehr viel in dieser Richtung übersehen. Der Werth des Grünfutters besteht zunächst darin, daß es eine erfrischende und zugleich blutreinigende Wirkung ausübt, deshalb besonders auch die Leber und damit auch die ganze Verdauung gesund und kräftig erhält. Die systematische Verfütterung von Grünzeug wird um so nöthiger, je mehr die Anwendung von koncentrirten Kraftfuttermitteln überhand nimmt, welche die Verdauung nur zu leicht überreizen, wogegen das Grünzeug wieder besänftigend eintritt und die Ueberreizung regelt. Es wird ferner um so nöthiger, auf je beschränkteren Raum die Geflügelhaltung angewiesen ist und je mehr man sich mit der Zucht oder Kreuzung der schweren und gerade zu Lederleiden geneigteren asiatischen Racen befaßt. Manche Akklimatisation von ausländischem Racegeflügel ist schon allein aus dem Grunde gescheitert, daß man zu wenig Grünzeug gab und dabei auf beschränktem Raume zu stickstoffhaltig fütterte. Aber auch auf die Art des Grünzeuges hat man die Aufmerksamkeit zu lenken, indem selbstverständlich nicht jedes gleich gut und vortheilhaft wirksam ist. Da sind manche aromatische, aber dabei doch saftig frische Kräuter vorzüglich, da sie kühlen und dabei zugleich die Verdauung anregen, das einfachste bleibt aber frisches, junges und zartes Gras. Man soll dasselbe den Hühnern etwas klein geschnitten in frischem Zustande reichen und darf dabei des besten Erfolges sicher sein. Das jetzt so häufig zur Verwendung gelangende Fleischmehl verlangt viel Grünfutter, das möge man sich besonders merken, wenn man üble Erfahrungen damit vermeiden will.

Vertilgung der Spargelfliege.

Wenn man von Anfang Juni an krüppelhafte, oben gebogene gelbliche Spargelpflanzen bis tief zur Wurzel aussticht, dann der Länge nach aufschneidet, wird man in denselben mehrere weißliche Maden mit schwarzem Köpfchen, auch röthlich-braune Tonnenpuppen derselben Maden finden. Diese Maden machen nicht allein die Pflanzen, sondern auch die Wurzeln faulig, sodaß die Spargelbeete einen immer dürftigeren Ertrag liefern und endlich eingehen. Die Maden entstehen durch die ebenso zierliche, wie schädliche Spargelbohrfliege. Sobald sich die ersten Spargelköpfe anfangs Mai zeigen, legen die Weibchen ihre Eier hinter die Schuppen der Spargelköpfe. Die nach etwa 14 Tagen ausgekrochenen Maden bohren sich in die Stengel ein und zerfressen nach und nach das Innere der Pflanzen bis zur Wurzel, diese faulend machen. Wegen dieser Schädlichkeit verdient das Insekt, auf dessen zerstörende Thätigkeit man erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden ist, von allen Spargelbeetbesitzern mit Energie verfolgt und vernichtet zu werden.

Man steckt zu diesem Zwecke anfangs Mai abgeschälte Weidenruthen (etwa 1 Fuß aus der Erde herausragend), deren Spitzen in den klebrigen Brunnata-Leim getaucht sind, in die Spargelbeete. Die Fliegen, wenn sie bei hellem, warmem Wetter über den Spargelbeeten umherfliegen, bleiben an den Stäben kleben; oder man fängt die an den Spargelpflanzen sitzenden Fliegen frühmorgens, wenn sie von Thau und Kühle erstarrt sind, sowie spät abends bei niedriger Temperatur; die herabgefallenen Fliegen werden aufgelesen. Am zweckmäßigsten ist es, verständige Knaben, denen man dafür einige Groschen giebt, damit zu beauftragen. Bis Mitte Juni sticht man jede emporwachsende Spargelpflanze aus; später kommen diese Pflanzen nennoch. Alle von Anfang Juni an bemerkten verdächtigen Pflanzen werden bis zur Wurzel ausgestochen und verbrannt. Von der Richtigkeit und dem Erfolg des angegebenen Verfahrens wird sich jeder Spargelbeetbesitzer zu seinem Vortheil leicht überzeugen.

* Höherer Anordnung gemäß sollen die Landwirthschaft und Gartenbau treibenden Personen zur Bekämpfung und Ausrottung der Disteln aufgefordert werden, die auf den von ihnen bewirthschafteten Weiden und Saatfeldern vorkommen (auf Feldern mit Winterkorn, Oelsaaten, Buchweizen, Erbsen und Bohnen, so weit der Stand der Saaten es gestattet), nicht minder auf den nicht landwirthschaftlich benutzten Flächen, welche letztere vielfach als Hauptbrutstätten der Distel sich erweisen, ferner an Wällen, Gräben und namentlich auch in jungen Holzschlägen, sowie in Gärten. Es wird darauf hingewiesen, daß diese Maßregel im Interesse der Landeskultur liegt und eine allgemeine Ausführung derselben auch deshalb nöthig ist, weil der durch Unterlassung der Distel-Vertilgung erwachsende Schaden infolge des Samenflugs auch auf die Besitzungen der dagegen gänzlich schutzlosen Nachbarn sich erstreckt.

* Prüfung des Essigs auf Schwefelsäure. Man gieße einige Tropfen des zu prüfenden Essigs in ein Porzellanschälchen, löse darin einige Krumen Zucker auf und lasse die Auflösung über einer Flamme verdampfen. Zeigt sich nach der Verdunstung der Rückstand kohlschwarz, so ist sicher Schwefelsäure im Essig; ist er aber nur lichtbraun, so ist der Essig frei davon. In letzterem Falle erscheint auch die braune Färbung viel später, als im ersten die schwärzliche. Die Schwefelsäure wirkt auf die Verkohlung des Zuckers so energisch, daß man es schon merken würde, wenn auch nur wenige Tropfen in einem Liter Essig vorhanden wären.

Schach.

Redigirt von E. Schallopp.

Partie Nr. 117.

Neunte Partie des Wettkampfs Steinitz-Zukertort, gespielt zu St. Louis am 10. Februar 1886.

Diese Partie ist die einzige, welche wie infolge eines unzuträglichen Zufalls nicht sofort nach Erschienen, sei es in der Scale-Zeitung selbst, sei es in der Schachbeilage der Sonntagsbeilage, zu veröffentlichen in der Lage waren. Wir entnehmen dieselbe in der nachstehenden Gestalt der soeben im Verlage von Veit & Comp. zu Leipzig erschienenden, vom Redakteur dieser Schachspalte herausgegebenen Monographie „Der Schachwettkampf zwischen W. Steinitz und J. H. Zukertort, Anfang 1886“.

Abgelehntes Damengambit.

Zukertort.	Steinitz.
1. d2—d4	d7—d5
2. c2—c4	e7—e6
3. Sb1—c3	Sg8—f6
4. Sg1—f3	d5—c4
5. e2—e3	a7—a6

e4 würde mit Lb4 beantwortet.

5.	c7—c5

Schwarz beabsichtigt, den c-Bauer zu isoliren. Nach Ansicht Zukertorts wird dieser geringe Nachtheil der weißen Stellung durch die größere Bewegungsfreiheit der weißen Steine aufgewogen.

6. Lf1—c4;	c5—d4:
7. e3—d4:	

Weiß geht auf die Klarkung ein, die er mit 7. Dd4: (Dd4: 8. Sd4:) vermeiden konnte.

7.	Lf8—e7
8. 0—0	0—0
9. Dd1—e2	Sb8—d7
10. Le1—b3	Sd7—b6
11. Le1—f4	Sb6—d5
12. Lf4—g3	Dd8—a5
13. Ta1—c1	Lc8—d7
14. Sf3—e5	Tf8—d8
15. De2—f3	

Durch Wegnahme des Läufers würde Weiß das gegnerische Spiel nur besser entwickeln. Freilich wird der Läufer später noch sehr gefährlich.

15.	Ld7—e8
16. Lg3—h4	Sd5—c3:
17. b2—c3:	Da5—c7
18. Tf1—e1	Ta8—e8

Droht 19. Td4:

19. Df3—d3	Sf6—d5
20. Lh4—e7:	De7—e7:
21. Lb3—d5:	

Weiß tauscht ab, um einen Gegenangriff (Zug 23) einzuleiten.

21.	Td8—d5:
22. c3—c4	Td5—d8
23. Te1—e3	De7—d6
24. Te3—d1	f7—f5
25. Te3—h3	h7—h6

Der Se5 zu schlagen ist nicht unbedenklich. Es folgt 26. Dh7+ Kf8 27. Tg3! Td7 28. Dh8+ Ke7 29. Dh4+ Kf7 30. Dh7, oder 27. . . . Te7 28. Dh8+ Ke7 29. Tg7+ Lf7 30. Dh5, oder 27. . . . Lf7 28. Tg7: Te7 29. Dh5+ Ke7 30. Dh5 ꝛc. Weiß erreicht immer zum mindesten das Remis.

26.	Se5—g4
27.	Dd6—f4

Der weiße Angriff ist zurückgeschlagen und Schwarz geht nun wieder auf die Mittelbauern los.

28.	Th1—f3
29.	Td1—d2
30.	Tf3—g3
31.	Tg3—g6
32.	Dd3—b3

Die letzten Manöver sind zu Gunsten des Nachziehenden ausgeschlagen, der nun für seinen Läufer eine gute Stellung erlangt.

31.	Lc6—e4

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860502072/fragment/page=0002

Leuten, die nichts verstehen, die sich über mich erheben wollen — auf jedes Wild platzen — nichts ordentlich treffen, daß es nur krank wird und irgendwo im Dickicht verendet. 's ist eine Schande, daß man solchen Sonntagsjägern hier den Willen lassen muß!"

Plötzlich besann er sich, daß er zu einem Untergebenen sprach und fuhr in etwas gemäßigterem Tone fort:

„Natürlich meine ich nicht unsere Vorgesetzten, sondern die Gäste, die sie mitbringen — die ins Gelag hinein schießen auf alles, was sich regt, daß weder wir selbst noch die Treiber ihres Lebens sicher sind. Hände noch vor der großen Jagd sich ein anderer, der in meine Stelle treten wollte, wahrhaftig — ich ginge sofort jeden Tausch ein!"

Land- und Hauswirthschaft.

Das königliche Hauptgestüt Nucetu in Rumänien.

Auf meiner vorjährigen Studienreise durch das Königreich Rumänien hatte ich Gelegenheit, außer mehreren Privatgestüten reicher Großgrundbesitzer (Bojaren) auch das Hauptgestüt Nucetu im Distrikte von Dombowitza zu besichtigen, und liefere hier nachstehend eine kurze Beschreibung dieses hochinteressanten Zuchtplatzes.

Die Lage des Gestüts — in einer der schönsten Höhelandschaften der großen Walachei — ist ohne Frage eine sehr günstige zu nennen; sowohl die Boden-, wie die Terrain- und klimatischen Verhältnisse jedes Ortes eignen sich für die Aufzucht und Haltung von Pferden ganz vortrefflich, und wenn auch neuerdings von einigen rumänischen Hippologen die Aeußerung laut geworden ist, daß man dieses wichtige Staats- oder Hauptgestüt von dort, aus der Höhelandschaft fort, in die Niederung, an die Donau — vielleicht in den Bezirk von Jalomitza — verlegen müsse, so theile ich im Verein mit vielen Hippologen jenes Landes die Ansicht dieser Männer durchaus nicht, bin im Gegentheil der Meinung, daß die Wahl der Gegend von Nucetu als Pferdezuchtplatz eine sehr glückliche gewesen ist und eine Verlegung desselben nach Jalomitza für den guten Fortgang der Landespferdezucht sehr gefährlich werden könnte.

Die Gründung des Gestüts fiel in das Jahr 1874 und geschah auf den ausdrücklichen Befehl des obersten Landesherrn, welcher sich für die Hebung der Pferdezucht ganz besonders interessirte und schon bald nach der Uebernahme des damaligen Fürstenthums (1866) gegen mehrere rumänische Großgrundbesitzer und Viehzüchter geäußert haben soll, daß es wohl endlich an der Zeit sei, für die Landespferdezucht etwas zu thun; der alte gute Ruf, welchen die walachischen und moldauischen Schläge im vorigen Jahrhundert fast überall in Europa besessen, aber leider später eingebüßt hätten, müsse durch eine rationelle Züchtung rehabilitirt werden. Zur Zeit Friedrichs des Großen sind mehrfach sowohl aus der Moldau wie aus der Walachie junge Remonten für die leichten Reitertruppen nach Preußen gekommen, die sich später im Dienste sehr tüchtig und besonders dauerhaft gezeigt haben.

Rumänien besaß zur Zeit der Gründung jenes Gestüts noch kein landwirthschaftliches Ministerium und so kam es, daß man den damaligen Kriegsminister, Herrn Floriscu, die Einrichtung und Ausstattung von Nucetu allein überließ und mit dessen Verwaltung einen jungen Husaren-Rittmeister betraute, der sich im Dienst als tüchtiger Reiter und pferdekundiger Mann zu erkennen gegeben hatte. — Wir wollen hier nicht näher untersuchen, ob es für das Gestüt und der Landespferdezucht des Königreichs von besonderem Nutzen gewesen ist, daß man Nucetu bis auf den heutigen Tag im Ressort des Kriegsministeriums belassen hat; doch erscheint es immerhin beachtenswerth, daß man schon mehrmals von verschiedenen Seiten den Vorschlag gemacht hat, das Staatsgestüt dem Ressort des vor zwei Jahren neu gegründeten landwirthschaftlichen Ministeriums zu überweisen.

Dem Husaren-Rittmeister — als Direktor — wurden ein Lieutenant, ein Regimentsroßarzt und etwa 90 Soldaten und Unteroffiziere als Bedienungsmannschaft für das Gestüt zugetheilt und ersterem der Auftrag gegeben, für eine gute und möglichst weit ausgedehnte Pferdezucht im Lande Sorge zu tragen. In welcher Weise dieses geschehen konnte oder sollte, wurde den Beamten allein überlassen, und es scheint fast, daß dieselben bis auf den heutigen Tag ziemlich freie Hand bei allen internen Fragen der Einrichtung und Verwaltung von Nucetu gehabt haben. Nur höchst selten kamen höhere Stabsoffiziere zur Inspektion dorthin, und wenn irgend etwas geändert oder verbessert werden sollte, so fehlten dazu gewöhnlich die nöthigen Mittel; man mußte sich möglichst bescheiden einrichten und durfte vom Staate keine Zuschüsse fordern. —

Da sich im Jahre 1874 in Rumänien unter den vorhandenen Pferden nur sehr wenige brauchbare Zuchthengste fanden, die man in Nucetu als Beschäler hätte verwenden können, so entschloß man sich rasch zum Ankauf von fremdländischen Hengsten, und schickte zu diesem Zwecke eine Kommission von Sachverständigen nach Egypten. — Der Rittmeister a. D. Blarenberg, welcher sich schon im jugendlichen Alter als tüchtiger gewandter Reiter und Pferdekenner einen guten Namen erworben, und sich auf dem Gute seines Bruders zu Pascani erfolgreich mit der Aufzucht von Pferden beschäftigt hatte, wurde der Kommission zugetheilt und es wird gesagt, daß man die gute, zweckmäßige Auswahl der damals im Orient angekauften Pferde hauptsächlich jenem Hrn. Blarenberg zu verdanken gehabt hätte; derselbe habe bei dem Transport der Thiere nach Rumänien großes Geschick an den Tag gelegt und auf der ganzen Reise in bester Weise für dieselben gesorgt. Der Ankauf mußte damals auf 4 Hengste beschränkt werden, da zur gleichzeitigen Beschaffung edler Mutterpferde die nöthigen Mittel fehlten. Die Hengste waren von edelstem Blute, besaßen schöne Formen und zeigten in allen Gangarten, daß sie großes zu leisten vermochten. Man hat sich nicht getäuscht; jene Orientalen haben in Nucetu bis in die Neuzeit als Hauptbeschäler vortreffliche Dienste geleistet und gelten heute als die Stammväter des Gestüts. F.

Trocken- oder Naßfütterung.

Obige Frage wird noch vielfach erörtert und die Ansichten gehen in derselben mehrfach auseinander. Wir finden deshalb in einer Wirthschaft ausschließliche Trockenfütterung, in einer anderen dagegen beobachtet man ein gehöriges Einweichen des Futters, also die sog. Naßfütterung. Welche ist die richtige? Die Frage läßt sich eben nur so weit einseitig beantworten, daß die Futtermittel, welche einer besonderen Verarbeitung durch die Kauwerkzeuge und einer starken Einwirkung des Speichels ausgesetzt sein müssen, auch nicht naß verfüttert werden dürfen. Man findet vielfach das Naßfüttern der Pferde. Man will damit die Futterzeit abkürzen. Abgesehen davon, daß man den Thieren ihre völlige Ruhe bei und nach der Fütterung voll und ganz gewähren sollte, daß das Arbeiten gleich nach der Fütterung die Verdauung stört und die Ruhe nach der Fütterung erst die durch die Arbeit verbrauchten Kräfte wiederersetzt und wahre Erholung gewährt, hat die Methode des Naßfütterns, wobei man oft das Wasser 2 cm hoch in den Pferdekrippen stehend findet, noch ihre besonderen, schwer ins Gewicht fallenden Nachtheile.

Der Prozeß der Einspeichelung und des Kauens wird fast gänzlich vermieden, und die geringe Speichelmenge, welche dennoch abgesondert wird, vermengt sich bald mit anderen Stoffen und ihre Wirkung wird gänzlich abgeschwächt. Darunter leidet aber die Verdaulichkeit der Futterstoffe, man findet hinterher Körner und Häcksel unverdaut massenhaft im Koth wieder. Wenn man nun bedenkt, daß durch die Fütterung von trockenem Rauhfutter ꝛc. das vierfache Gewicht desselben an Speichel, bei Naßfütterung aber kaum die Hälfte, theilweise fast Null abgesondert wird, so ist es klar, daß die nothwendige Wirkung des Speichels gar nicht zur Geltung kommt. Ferner verdünnt die Menge Wasser die Magensäfte, benachtheiligt ihre Kraft, befördert die schnelle Durchwanderung dieser Nahrungsstoffe durch den Darm und verhindert die günstige Aufnahme desselben in die Gefäße. Reichliche Wasseraufnahme und die Durchtränkung der Organe mit Wasser machen die Thiere aufgeschwemmt, langsam, wenig ausdauernd, schwächen ihre Mannkraft und machen sie weniger widerstandsfähig. Also eine genügende Wassermenge überhaupt ist nothwendig, aber nicht zuviel und nicht in Form von eingeweichtem Futter, was nur unter besonderen Umständen rathsam sein kann, in den meisten Fällen aber nicht angebracht ist.

Man findet vielfach, daß die Fütterung von mehlhaltigen Kraftfuttermitteln beim Rindvieh in wässeriger Form geschieht. Be-

trinkt er klares, kaltes Quellwasser, sparsam, um den Appetit nicht zu sehr zu reizen, und Branntwein, den er mit Bärenkümmel würzt. Die Nacht verbringt er in einer luftigen Hütte, die aus Holzpfählen roh zusammengefügt und mit grünem Reisig und Fichtenrinde bedeckt ist. Als Kopfkissen dient ihm ein Holzklotz und als Bettdecke trockenes Moos. In früher Morgenstunde weckt ihn munterer Vogelgesang und Klopfen des Specktes zu neuer Arbeit, abends sinkt er ermüdet aufs harte Lager; Sonnabends zieht er heim ins Dorf und Montags kehrt er in den Wald zurück — so vergeht ihm der Sommer. Auch im Winter ist er im Walde beschäftigt, namentlich nach starken Schneefällen. Dann werden die Holzscheite und Stämme vom steilen Berghang zu Thal gebracht, zur Meilerstätte oder zum Waldbach, der sie im Frühling, wenn schmelzender Schnee ihn in einen rauschenden Bergstrom verwandelt, weiter tragen soll. Pfeilschnell sausen die schwerbeladenen Handschlitten bergab, zwischen Bäumen und Felsblöcken hindurch, sicher gelenkt von den kühnen Führern. Zu jeder Jahreszeit hat der Holzhauer harte, oft gefährliche Arbeit, aber sein Verdienst ist trotzdem kärglich. Auch Frauen und Kinder sind im Sommer zumeist im Walde anzutreffen: sie sammeln Holz und Gras für die Wirthschaft, Pilze, Beeren und heilsame Kräuter zum Verkauf an die nächste Apotheke.

So ist der Wald für den armen Gebirgsbewohner die eigentliche Lebensader seines Daseins, er ernährt ihn, freilich oft bei allem Fleiß kümmerlich genug. Mit Recht nennt man den echten, unverdorbenen Bewohner des Thüringerwaldes ehrlich und arbeitsam, genügsam und treuherzig, fröhlich und sangeslustig. Schwerer Diebstahl und Einbruch sind „auf dem Walde" so selten wie sonst nur irgendwo, räuberische Angriffe sind fast unbekannt. Man kann die dichtesten Wälder einsam durchstreifen, die Köhler und Holzhauer, denen man allenfalls begegnet, werden stets freundlichen Gruß und höchstens neugierig harmlose Fragen an den Wanderer richten; man kann auch zur Nachtzeit ohne Gefahr die einsamsten Pfade wandeln — von den Waldbewohnern hat man nichts zu fürchten. Das aber muß der wärmste Vertheidiger ihres Charakters zugeben, daß sie in Bezug auf Wild- und Forstfrevel ein weites Gewissen haben. „Es heißt ja: Hol's!" pflegen sie doppelsinnig und doppelgängig zu sagen, wenn sie auf verbotenen Wegen „ins Holz gehen." Mancher, der keinen Groschen baares Geld veruntreuen würde, sägt ohne Gewissensbisse die schönsten Stämme im Walde ab und schafft sie beiseite. Mit der Wilddieberei ist es eine noch schlimmere Sache; sie wird zur Leidenschaft, und da den Betroffenen stets strenge Strafe trifft, so ist schon mancher Wildschütz, den im dunkeln Walde der Förster drohend entgegentrat, zum Mörder geworden. In der Regel sind es verwegene Gesellen, die das gefährliche Gewerbe betreiben. Zuweilen auch glaubt der Waldbewohner eine Art Nothwehr auszuüben, wenn er zur Büchse greift und die Hirsche niederschießt, die seine mühsam gepflegte Waldwiese, den Stolz seines geringen Grundbesitzes, zertreten und die an steiler Halde spärlich gedeihenden Kartoffeln herausreißen. Das Leben ist für die armen Leute furchtbar ernst, keineswegs so poetisch, wie es sich mancher ausmalt, der das Gebirge in schöner Sommerzeit fröhlich durchwandert. Manche kinderreiche Familie nagt jahraus jahrein am Hungertuch, in so mancher Hütte sind Kartoffeln mit Salz und dünner Kaffee die tägliche Kost, während Brot ein sonntäglicher Leckerbissen ist. So erging es wohl auch denen, welche die Lutsche ihre Heimath nannten.

Warum wanderten sie nicht aus? Davon hielt manchen wohl die Liebe zur Heimath ab, die dem Bewohner des Thüringerwaldes bei aller Wanderlust doch tief im Herzen wurzelt; manchen vielleicht auch die von den Vätern ererbte Gewohnheit strafbaren Gewerbes, der Reiz der Gefahr, der damit verknüpft war, die Leichtigkeit, demselben in der versteckten Waldschlucht obzuliegen. Im Dorfe Lutsche verrieth keiner den andern, denn keiner war frei von Schuld. Seit Menschengedenken wußte man ringsum, daß die Lutsche ein Schlupfwinkel verwegener Wilderer und Holzfrevler sei. So war es immer gewesen und so würde es heute noch sein, wenn die Regierung in Gotha der Sache nicht dadurch ein Ende gemacht hätte, daß sie das Dorf aufhob. Einer Anzahl der Bewohner machte man den Prozeß und begnadigte sie dann unter der Bedingung sofortiger Auswanderung; andere, denen man die Beweise ihrer Schuld nicht beizubringen vermochte, wußte man durch Angebot hoher Preise zum Verkauf ihres Anwesens zu veranlassen. Die Häuser wurden abgebrochen und der Erde gleich gemacht, im Jahre 1864 war auch das letzte verschwunden. So wurde das Dorf von der Erde vertilgt und heute, nach 2 Jahrzehnten, ist unter wucherndem Brombeergestrüpp und riesigen, zierlich gefiederten Farrnkrautwedeln kaum noch seine Stätte aufzufinden. Seine Bewohner sind zumeist übers Meer gegangen, sie sind verschollen und vergessen. Nur die charakteristische Persönlichkeit des letzten Schulzen von der Lutsche, des von der ehemaligen Dorfgemeinde gewählten Vertreters von Recht und Gesetz, lebt noch fort im Munde des Volkes. In den umliegenden Orten weiß jedes Kind, daß er, noch als Greis ein verschlagener Wildschütz, bei nächtlichem Zusammentreffen mit Forstbeamten erschossen wurde.

So lautet die Geschichte des verschwundenen Dorfes, den Thatsachen entsprechend, ohne poetischen Schmuck und ohne dichterische Uebertreibung erzählt. Sie entbehrt trotzdem nicht des Zaubers einer düsteren Romantik, den namentlich der empfindet, welcher jene finstere Waldschlucht einsam durchwandert. Die Sage erzählt uns von „verwunschenen Schlössern", die einst beim ersten Hahnenschrei in einen unergründlich tiefen See versanken, von „wüsten Kirchen", deren Glocken noch zuweilen in stiller Mitternachtsstunde feierlich ertönen — wird nicht in ferner Zeit, wenn Jahrhunderte dahingegangen und wenn anderer Menschen Geschlechter durch die Thüringer Berge schreiten, geheimnißvoll leise zu ihnen hinüberklingen eine Sage von dem verschwundenen Dörflein in der düsteren Waldschlucht?

---

* Eine neue Zeitschrift für gewerblichen Unterricht, in Verbindung mit Direktor O. Jessen und Carl Lachner in Hildesheim herausgegeben, erscheint seit April d. J. im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin. Wenn auch zunächst nur zur Förderung des gewerblichen Unterrichtes in Preußen bestimmt, wird die Zeitschrift auch auf die gewerblichen Kreisen außerhalb Preußens befruchtend und anregend einwirken und Kommunen, Fachvereinen, Fachschulen, wie den betheiligten Gewerbetreibenden oft ein brauchbarer Wegweiser sein. Die soeben ausgegebene erste (Probe-) Nummer enthält außer dem Programm-Artikel, Unsere Aufgabe, noch: Die Handwerkerschule der Zukunft, Leitende Gesichtspunkte, entworfen von Nagel, Die Handwerkerschule in Berlin, von O. Jessen, Schulnachrichten, Bücher und Vorlagenwerke.

* „Un in Jäne läbt sichs beene!" Schon diese Worte, der Titel eines niedlichen Schriftchens von W. Grosse, (Jena, Verlag von W. E. Grosse Nachf. Preis 75 Pf.) werden jeden, der einmal längere Zeit in dem freundlichen Saalathen gelebt, sympathisch berühren und wer seine Erinnerungen an dort verlebte frohe Stunden auffrischen will, dem wird die Lektüre dieses Heftchens, dem gegebenenfalls noch weitere folgen sollen, Anlaß in Fülle geben. „Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen", Löbstedt und Ziegenhain haben in dem Verfasser einen neuen Sänger gefunden.

* Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. XIX. Das Jahr 1885. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1885 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1886.

* „Welcher Kur soll ich mich unterwerfen?" Ein Wegweiser für Kranke von Dr. Karl Neumann, Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung.

* Die Zahnpflege im Kindesalter. Von Dunzelt und Lüthke, Zahnärzte in Berlin, Mohrenstraße 2930. Mit 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1886.

* Die Blitzgefahr. Nr. 1: Mittheilungen und Rathschläge, betreffend die Anlage von Blitzableitern für Gebäude. Herausgegeben im Auftrage des Elektrotechnischen Vereins. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1886.

* Die deutsche Gewerbeausstellung zu Berlin 1888. Von A. Woldt. Nebst Plan des Treptower Parks und Umgegend. Breslau und Leipzig, Druck und Verlag von S. Schottlaender, 1886.

* Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. Zwei Novellen von Helene Böhlau. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1886. 5 M.

* Bilder aus dem berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1886. 4 M.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860502072/fragment/page=0003

Naturbilder.

4. Die Brennessel.

Nicht wahr, du glaubst, an der Brennessel wäre nichts, was uns gefallen könnte? Lieber weit weg von ihr, als gar noch viel Redens um sie machen. Sie ist mir bekannt, nur zu gut bekannt, wird der wilde Knabe sagen. Jüngst, als ich über die Mauer stieg, hab' ich erfahren, was es heißt, ihr nicht mit der nöthigen Vorsicht zu nahe zu kommen. Und doch denke ich, kennt sie mein Junge noch nicht; er hat noch nicht erfahren, was für ein seltsam Kraut es ist, wie der Schöpfer ein wahres Wunder dort am Gartenzaune wachsen läßt. Komm einmal mit, mein Junge, an euern Gartenzaun. Da stehen die großen, dunkelgrünen Stangen. Zieh' ein Paar Handschuhe an und heb' eine aus. So! Wir wollen mit einander erst das Signalement, die Beschreibung notiren. Bei der Wurzel fangen wir an. Sie ist lang und kräftig; auf allen vier Seiten gehen einzelne Fäden ab. Ist das nicht nett; wie Quirle schauen die Wurzelstücken aus. Das hast du schon nicht geahnt, daß solche Gesetzmäßigkeit hier unten im dunkeln Erdreich vorhanden sei. Auf diesen kräftigen Wurzeln steht der hohle Stengel fest. Er ist etwas einseitig und an den Seiten laufen vier Furchen herab. Hier bemerkst du nun zarte Haare und alle schauen mit der Spitze nach oben. Wenn du ein Vergrößerungsglas, eine Lupe, hast, dann sieh damit eins an! Oben sitzt ein kleines Knöpfchen, eine Verdickung. Merke: da oben ist das Härchen spröde wie Glas und ein leiser Druck genügt, es zu zerbrechen. Innen aber ist es hohl und mit einer Flüssigkeit gefüllt, die scharf wie der Saft ist, der die Ameisen so unangenehm macht. Die Gelehrten sagen uns, daß die Säfte mit einander verwandt sind und sie nennen das Saure, Scharfe im Brennesselhaare auch Ameisensäure. Da kommst du nun unvorsichtig von oben an die Brennessel. Nicht wahr, die spröde Spitze wird da leicht abbrechen. Sie wird in deine zarte Haut dringen und ein wenig Saft aus dem Haar dazu. Nun aber ist das Unglück da. Du spürst einen brennenden Schmerz und jetzt weißt du, was die Schuld trägt. Es ist so, als käme dir ein Körnchen Salz in eine Wunde. Eine weißliche Blase zeigt dir die Stelle, wo das Härchen eingedrungen ist, zum Ueberfluß an. Hättest du dagegen die Brennessel nicht von der Spitze an nach unten gestrichen, sondern von unten nach oben, dann hätte sich das Haar umgebogen, an den Stengel angelegt und du wärest ohne Schmerz davon gekommen. Du siehst, wie man dadurch, daß man sich in der Pflanzenwelt ordentlich umsieht, vor Nachtheil wohl schützen kann. Auch dadurch machen wir sie uns unterthan, daß wir ihre Geheimnisse studiren. Wir werden so manchen herrlichen Nutzen, bei anderen aber auch manches uns Nachtheilige, Schädliche auffinden. Jenes benten wir aus, diesem gehen wir aus dem Wege. Doch wir sind noch nicht am Ende mit den Brennhaaren. Wozu sie da sind, haben wir an anderer Stelle schon ersehen: sie sind eine Waffe der Pflanze gegen ihre Feinde. Aber auch der Mensch zieht seinen Gewinn aus ihnen. Bei Gicht und Lähmung peitscht er mit der Brennessel die kranken Glieder. Die Ameisensäure reizt und belebt, und mancher dankt ihr die Gesundheit.

In der Jugend und im Alter vermögen uns die Haare wenig oder nichts zu schaden. Auch im getrockneten Zustande kann man sie ohne Nachtheil angreifen, denn der Saft ist auch vertrocknet, und er war's ja, der die Schmerzen erzeugte. Heißes Wasser macht die Haare schlaff, so daß sie nicht abbrechen, und der Bauer brüht deshalb erst die Nessel ab, ehe er sie seinen Thieren vorsetzt.

Sehen wir uns nun einmal die Blüthen an. So schön und groß wie bei der Rose und Tulpe sind sie freilich nicht; aber doch werden uns auch sie etwas Wunderbares zeigen. Wir haben eine Brennessel vor uns, deren Blüthenrispen ziemlich groß sind und herabhängen. Es ist die große Brennnessel. Nehmen wir ein Blüthchen zur Hand. Vier Blättchen von grünlicher Farbe bilden die Hülle für die Befruchtungsorgane. Suchen wir diese auf! Merkwürdigerweise steht in der einen Blüthe nur 1 Stempel; in der zweiten, dritten auch. Untersuchen wir sämmtliche Blüthen des einen Stengels, so werden wir umsonst nach Staubgefäßen ausschauen. Wollen wir diese haben, müssen wir uns eine andere Pflanze holen. Möglicherweise gelingt es uns eine zu finden, die Staubgefäße enthält. Wir zählen 4 derselben in einer geöffneten Blüthe. Untersuchen wir noch eine geschlossene. Mit der Nadel öffnen wir ein Blättchen der Hülle ganz vorsichtig und genau aufmerkend suchen wir's mit der Spitze umzubiegen, aufzuklappen. Was war das? Sprang da nicht ein Fädchen heraus? Das müssen wir genau wissen. Wir biegen ein anderes Hüllblättchen um und wieder haben wir dasselbe Schauspiel. Ist's nicht gerade so wie mit dem Spielzeug, was du einmal zu Weihnachten geschenkt bekamst? In einem Kästchen saß ein Männchen. Wie du den Deckel aufschobst, sprang es behend heraus. Du könntest das auch als Spaß ansehen, was wir an der Brennessel wahrnehmen; deshalb will ich dir sagen, daß das Ausspringen der Fädchen in der Blüthe der Brennnessel seinen ganz ausgezeichneten Zweck hat. Die Fädchen sind nämlich Staubgefäße. Sie stehen vor den Blättern der kleinen Blüthe und bleiben versteckt dahinter, bis sie den Blüthenstaub zur Reife gebracht haben. Dann öffnet sich das Blüthchen, die Beutelchen schnellen heraus und der Staub kann nun lustig in der Luft davonfliegen, bis er zur Nachbarpflanze kommt, dort auf das Stempelchen fällt und dieses anregt zur Frucht auszuwachsen.

Wir müssen aber noch einmal darauf zurückkommen, daß die eine Pflanze nur Staubgefäße, die andere nur Stempel hat. Der große schwedische Naturforscher Karl von Linné, welcher vor 100 Jahren in Upsala als Professor starb, vergleich die Staubgefäße mit Männern, die Stempel mit Frauen. Dann wäre das Blüthchen das Stübchen für dieselben. Gewöhnlich nehmen bei den Pflanzen Männer und Frauen mit einer Stube fürlieb und so triffst du's bei der Tulpe, der Lilie, der Nelke. Hier ist's anders. In einer Blüthe wohnen nur Männer, in der anderen nur Frauen. Herrenzimmer und Frauengemach sind scharf von einander getrennt. Das ist auch beim Kürbis so. Die Blüthe mit dem Köpfchen unten ist die Stempelblüthe; die ohne Köpfchen trägt nur Staubgefäße. Aber hier sind die beiden Blüthenarten auf einer Pflanze oder, wie Linné sagt, auf einem Hause; es sind einhäusige Pflanzen. Bei der Brennessel war's anders. Da trägt ein Haus nur Stempel-, ein anderes Haus nur Staubgefäßblüthen oder, um bei dem Bilde zu bleiben, in einem Hause giebt's nur Frauen, in dem anderen nur Männer. Nicht unpassend nennt der Botaniker solche Gewächse zweihäusige. Es giebt deren bei uns viele: Weiden, Pappeln, Hopfen, Hanf u. a.

Wir sind aber mit der Nessel noch nicht zu Ende. Nachdem wir sie beschrieben haben, müssen wir uns auch einmal fragen, welche Aufgabe der Nessel im Haushalte der Natur zugefallen ist. Nun zuerst dürfen wir nicht übersehen, daß sie ein herrlicher Schmuck wüster Plätze ist. Ihr dunkelgrünes Gewand kleidet Zäune und Steinhaufen nicht übel. Es ist freilich oft recht sehr zerstückt, obwohl es noch gar nicht zu alt geworden. Betrachtet ihr nun die Fetzen und Flicken etwas näher, so werdet ihr sicher ohne große Mühe auch die Ursache der Erscheinung auffinden. Zahlreiche Raupen leben zur Sommerszeit auf der Brennessel und lassen sich ihre grünen Blätter recht wohl schmecken. Da ist die grünliche, mit gelbem Dorn bewaffnete Raupe des Admirals, dann die gesellig auf ihr lebende schwarze, weiß punktirte und schwarz bedornte des Tagpfauenauges zu nennen. Nicht vergessen dürfen wir auch die schwärzliche, hellgrün gestreifte des kleinen Fuchses; der Schmetterling heißt geradezu auch Nesselfalter. Außer den genannten leben auf Kosten der Nessel noch viele andere Kleinthiere und sorgen dafür, daß die Pflanze sich nicht gar zu sehr ausbreitet und andere vielleicht nützlichere verdrängt. Der großen Ausbreitung steht auch ihre Verwendung seitens der Menschen entgegen. In noch jungem Zustande pflückt er die Nessel ab und braucht sie mit andern jungen Gewächsen zu Kräutersuppen. Sollte er sie aber für sich verschmähen, so weiß er, daß sie für seine Kühe und Schafe, Schweine und Gänse ein treffliches Futter ist und die Magd muß sie an wüsten Plätzen und Zinnen und überall herholen. In Schweden baut man sie sogar als Futterkraut an, weil sie bei großer Ergiebigkeit auf dem magersten Boden gedeiht, der denkbar

geringsten Pflege bedarf und den Witterungseinflüssen besser wie die meisten andern Futterkräuter trotzt. Anderwärts wird die Nessel ihres Stengels wegen kultivirt. Derselbe enthält einen sehr festen Bast, den man wie den Bast des Flachsstengels zu Garn verarbeitet. So seht ihr, die Nessel ist eine gar interessante Pflanze, wenn man sie ordentlich betrachtet. Laßt das euch zur Mahnung dienen, überall in der Natur aufmerksamen Blickes Umschau zu halten. Tausend Schönheiten werden sich euren Augen erschließen, von denen ihr nichts ahnt; ihr werdet erfahren wie die Natur im kleinen groß und im unscheinbaren doch unendlich schön ist.

Aus dem Waldleben.

Neue Folge.

Am Wildgatter.

An dem Gehege, welches den Forst von Hirschsuhle umschloß, herrschte reges Leben. Die ganze Mannschaft der Holzhauer war in Thätigkeit, um die am Gatter sich findenden Lücken zu repariren und anderen vorzubeugen, die in kurzer Zeit zu entstehen drohten, damit dem eingehegten Wilde das Austreten aus dem Reviere unmöglich werde. Zimmerleute, die zur Winterszeit unter den Waldarbeitern zahlreich vertreten sind, zogen Stangen ein, rückten die Steile gerade, klopften, sägten und nagelten, während die minder geübten Leute die Borke abschälten und das Holz zur Verwendung vorrichteten.

Ein ziemlich großer, von der Einfriedigung mit eingeschlossener See stieß in malerischer Schönheit und stillem Frieden bis an die Einhegung heran. An seinen, mit uralten Eichen und hohen Erlen bewachsenen Ufern äfte sorglos das Wild, schlürfte sein klares Wasser oder, wie um den Namen des Reviers zu rechtfertigen, es suhlte an flachen Stellen sich im Moraste d. h. es wälzte sich darin, und zwar in einer Weise, daß „die stolzen Zierden des Waldes" dadurch fast den Borstenthieren ähnlich wurden. Selbst die vorüber rollenden Eisenbahnzüge, — die Thiere waren an das Geräusch bereits gewöhnt — störten die Hirsche nicht in ihrer Behaglichkeit.

Inmitten des Sees boten kleine, mit Rohr, wildem Strauchwerk und einzelnen Bäumen bewachsene Inseln den Wasservögeln während der Sommerzeit einladende und sichere Brutplätze dar, von denen aus die Alten mit ihren kaum den Eiern entschlüpften Nachkommen sich in dem klaren Gewässer tummeln und reichliche Nahrung finden konnten.

Jetzt prangten diese Inselchen allerdings nicht in dem saftigen Grün des Sommers. In fahlem Graubraun spiegelte sich das abgestorbene Rohr im Wasser und die keulenartigen Samenkolben des Schilfes. Die oft hohen und reizend gestalteten Blüthenrispen der verschiedensten Grasarten waren geknickt, ein lustiger Chor flinker Meisen, Finken und Goldammern umflatterte sie zwitschernd und suchte, sich schaukelnd, die etwa noch übrig gebliebenen Samenkörner zu ihrer Nahrung aus den Hülsen zu picken.

Unsere Arbeiter beachteten die kleinen Vögel nicht, nicht die Schönheit der Gegend, die selbst jetzt, zur Winterszeit, entzückend genannt werden konnte. Das reizende Bild war ihnen alltäglich und deshalb gleichgiltig. Wohl streifte ihr Blick über die spiegelglatte Fläche, aber nicht in Bewunderung der Natur, sondern in Erwartung eines Kahnes mit neuer Holzzufuhr, zur Reparatur des Geheges.

„'s ist doch eine Schande, wie lange die faulen Burschen mit den Stangen ausbleiben!" sprach der Holzhauer Lipold, der als Vorarbeiter die Ausbesserung des Zaunes leitete, als er trotz der vorgehaltenen, gegen die blendenden Sonnenstrahlen schützenden Hand keinen nahenden Kahn entdeckte. „Wir müssen feiern, wir mögen wollen oder nicht!"

Langsam zog er die kurze Pfeife aus der Tasche, stopfte und entzündete sie und die ganze Arbeitergesellschaft that desgleichen. Nach einigen kräftigen Zügen, die bei allen wie auf Kommando zu gleicher Zeit erfolgten, entstieg der Tabaksrauch aus jeglichem Munde wie aus kleinen Feuereßen.

„Wenn nur der Förster nicht gleich zurückkommt!" meinte der lange Ribach und zog bedenklich die Stirn in die Höhe — „das gäbe ein höllisches Donnerwetter!"

„Oder gar der Alte!" ergänzte Meier, sich scheu umblickend. „Habt keine Angst!" tröstete Ferber, „der steht an der Futterung und von da kommt er niemals so schnell zurück."

„Und wenn er auch käme? was wäre da weiter?" meinte Freiberg. „Uebrigens — — —" er flüsterte die Worte leise hinter der vorgehaltenen Hand und nahm eine sehr wichtige, vielsagende Miene an, „er wird ja versetzt!"

„Versetzt? Was Du nicht sagst? Unmöglich! 's ist mein erstes ..." So rief es erstaunt und ungläubig durcheinander. „Wahr ist es nicht! ich glaube es nicht! denn schlecht ist unser Oberförster nicht! das kann kein Mensch sagen! wer weiß, was wir dann für einen kriegen!" sprach Lipold, den ergrauten Kopf schüttelnd.

„Hört! aber wahr kann es doch sein!" überlegte Müller, „denn weshalb müssen wir uns denn so eilen mit der Wildgatterausbesserung?"

„Und am Wildschuppen sieht der Alte jede Raufensprosse selbst nach, wie mir mein Vetter, der Philipp, gestern sagte!" nickte Braune bestätigend.

„Und mein Schwager, ihr wißt doch, der in Lipdorf meiner Frau Schwester zur Frau hat, der hat gutes langes Stroh geliefert zur Ausbesserung der Raufendächer."

„Dann wird es auch wahr sein!" gab Braune zu. „Ja ja! drum drum! solch langes Stroh wächst hier nicht! ja ja, so wird es sein. Der Oberförster wird versetzt! Schade drum — drum läßt er noch alles so accurat instand setzen, damit sie ihm nichts zur Last legen können!"

„Richtig! nichts zur Last legen können!" fiel Heine ein, „denn — gut angeschrieben, nämlich oben beim Minister steht unser Oberförster gerade nicht! — Ich weiß es genau, denn mir hat es der Kutscher gesagt, der hat es gehört, als er den Oberforstmeister gefahren hat."

„Das ist nicht wahr!" brauste Lipold auf.

„Na, na, na!" ertönte es ringsum im Chor.

„Aber guck 'mal hin, dort kommen sie ja mit den Stangen!"

Und weit hinten auf dem See bog ein hochbeladener Kahn um die letzte der Inseln. Mit seinen noch nicht abgeschälten, dicht benadelten Kiefernstangen, die in einem fern gelegenen Stangenorte ausgeforstet waren, schwamm der Kahn wie eine grüne Laube auf der glatten Fläche ruhig näher.

„Es ist gut, daß sie früher kommen als der Förster!" meinte Meier erleichtert.

„Ich sagte es Euch ja schon, der steht mit dem Oberförster am Wildschuppen und da kommen sie nicht so leicht wieder weg!" bestätigte Ribach.

„Brauchen auch nicht hier zu sein!" murmelte Lipold, „wenn ich da bin, geht es schon."

Alle nickten ihrem Holzhauermeister Bestätigung zu. Nun stieß der Kahn an's Land und die Arbeit konnte wieder beginnen.

Am Wildschuppen prüften Oberförster und Förster alles auf das eingehendste. Nicht nur Dächer und Raufen wurden besichtigt, sondern auch die Güte des eingelegten Heus ward besonders sorgsam untersucht. Hier fand das Wild im bevorstehenden Winter Schutz und hinreichendes Futter und, einmal gewohnt, wechselte es seinen Standort im Laufe des Winters nicht wieder.

So ernst und abgeschlossen Oberförster Nöbig auch sonst war, sichtlich wurde er heiter gestimmt, wenn er das zutrauliche Wild hier bei der Aesung beobachten konnte.

Tief schmerzte es dann dem sorgenden Beschützer, daß in kurzer Zeit wieder eine Jagd in Aussicht stand — eine Jagd, welche die vornehmen Herren, die er gern mied, hier abhalten wollten, weil sie in diesen gehegten Forsten mit Sicherheit auf reiche Jagdbeute rechnen durften.

„Wenn ich nur dieser Schießerei aus dem Wege gehen könnte!" sprach er seufzend zum Förster. „Ich möchte gar zu gern fort, weit weg von hier! — lieber heute als morgen!"

Der Förster wollte ablehnend etwas erwidern, aber Nöbig ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich passe nicht dazu, mir Befehle geben zu lassen von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18860502072/fragment/page=0004